5 Pfennig.
Vormittags-Ausgabe.

Kriegs-Zeitung
Hallische Nachrichten

5 Pfennig.
Vormittags-Ausgabe.

Verlagsgebäude: Gr. Ulrichstraße 16, Ecke Taubenstraße 12 bis 14 bezw. Löbergasse 1. Eingang für Verlag, Redaktion und Anzeigenannahme: Gr. Ulrichstraße 16. — Fernsprech-Sammelnummer 7981. Hauptfilialen: Obere Leipzigerstraße 34 (Tel. Nr. 7981) und Brunnenstraße 49 in Giebichenstein (Tel. Nr. 1403). Verantwortlich für die Redaktion: Otto Becker in Halle a. S.

Nummer 292 — Halle, Montag den 21. Oktober — 1918

Starke französische Angriffe gescheitert.

Neue Kämpfe.

(W. T. B.) Berlin, 20. Oktober, abends. (Amtlich.)

Oestlich von Kortrijk dauern heftige Kämpfe an.

Beiderseits von Solesmes und Le Cateau sind auf breiter Front starke Angriffe des Feindes gescheitert.

Erfolgreiche Teilangriffe im Serre-Abschnitt und auf den Höhen westlich der Aisne. Oestlich von Bouziers wurden feindliche Angriffe abgewiesen.

(W. T. B.) Großes Hauptquartier, 20. Okt. 9.

Westlicher Kriegsschauplatz:

In Flandern haben wir in Fortführung der am 18. Oktober gemeldeten Bewegungen Brügge, Thielt und Kortrijk geräumt und neue Stellungen bezogen. Vor diesen sanden lebhafte Vorfeldkämpfe statt. Am Abend stand der Feind südöstlich von Sluis an der belgisch-holländischen Grenze westlich von Maldegem-Ursel, bei Packe und Markegem. Nordöstlich von Kortrijk stieß er mit Teilen über die Lys vor. Südlich von Kortrijk hat er die Straße Kortrijk—Tournay erreicht und war beiderseits von Pouai bis östlich der Linie Orchies—Marchiennes gefolgt.

An der Schlachtfront zwischen Le Cateau und der Oise trat gestern eine Kampfpause ein. In unseren neuen Linien am Sambre—Oise-Kanal und an der Oise stehen wir in Gefechtsfühlung mit dem Gegner.

Der Serre- und Sanche-Abschnitt war tagsüber das Ziel starker feindlicher Angriffe. Der nordöstlich von La Fere auf dem nördlichen Serre-Ufer vorbrechende Feind wurde im Feuer und im Nahkampf abgewiesen. Ebenso scheiterten südlich von Crecy mit starken Kräften geführte Angriffe im Gegenstoß sächsischer Bataillone. An der Straße Laon—Marle faßte der Gegner in kleinen Teilen unserer Stellung Fuß. Beiderseits der Souche-Niederung wurde er nach heftigem Kampf abgewiesen. Auch auf dem Nordufer der Aisne griff der Feind nach starker Artillerievorbereitung an und drängte nordöstlich von St. Germainmont unsere Vorposten etwas zurück.

An der Aisne-Front zwischen Attigny und Olizy nimmt die Gefechtstätigkeit des Gegners zu. Beiderseits von Bouziers setzte er sich bei erneuten Angriffen auf den Höhen am östlichen Aisne-Ufer fest. Der Kommandeur der 199. Infanterie-Division, Generalleutnant v. Puttkamer, brachte durch persönliches Eingreifen den feindlichen Angriff auf den Höhen von Bandy zum Stehen. Zwischen Olizy und Grandpré wiesen sachsenthüringische, schleswig-holsteinische Regimenter und Jäger-Bataillone erneute heftige Angriffe des Gegners vor ihren Linien ab.

Auf beiden Maasufern blieb die Gefechtstätigkeit auch gestern auf Zerstörungsfeuer beschränkt.

Südöstlicher Kriegsschauplatz:

Am Dnkovik nordwestlich von Altessinac wurden die feindlichen Angriffe abgewiesen. Jezerac im Timok-Tal wurde vom Gegner besetzt.

Der Erste Generalquartiermeister:
Ludendorff.

Unter englischem Feuer.

Der Westausgang und Bahnhof von Denain wurde am 17. Oktober mit 80 Schuß mittlern und schweren Kalibern beschossen. Am 18. Oktober wurde Denain von den Engländern mit allen Kalibern beschossen. Schwerstes Feuer lag besonders auf dem Bahnhof und der Aue de Villers. 10 von den Einwohnern wurden getötet oder verwundet. Die Stadt Le Quesnoy lag am 18. Oktober abermals unter reichlichem Artilleriefeuer. Am 18. Oktober beschoß der Feind Orsigny mit schwersten Kalibern. Der Ort St. Fergeux (nordöstlich Retbel) wurde gleichfalls am 18. Oktober von feindlichen Artillerie beschossen.

Die Zerstörungen in Frankreich

sind gegenwärtig das Hauptpropagandamittel der Entente und das hauptsächlichste Argument, um die „Brutalität und Barbarei" der Deutschen zu beweisen. Bei diesem Propagandafeldzug kommt es der Entente weniger auf Feststellung der Wahrheit an als darauf, mit jedem Mittel die eigenen Völker aufzuhetzen und die öffentliche Meinung der Welt gegen Deutschland einzunehmen.

Zu Beginn des deutschen Rückzuges wurde diese Greuel- und Zerstörungspropaganda mit einer derartigen Maßlosigkeit und mit so wenig Rücksicht auf die Tatsachen betrieben, daß die Wirkung ins Gegenteil umschlagen mußte. Wenn man so offenkundige, weltbekannte Lügen zu verbreiten wagte wie die von der Zerstörung St. Quentins durch die Deutschen oder die Behauptung, daß nicht eine einzige englische Granate auf Cambrai gefallen sei, wo doch Tausende auf beiden Seiten lagen und wochenlang Zeuge der Beschießung waren: und die Deutschen eine genaue, zuverlässige Beschußtabelle veröffentlichen konnten, so mußte eine derartige Propaganda jede Glaubwürdigkeit selbst bei Intimusreunden und in den eigenen Ländern einbüßen.

Nachdem sich nun alles nicht mehr leugnen läßt, daß die Deutschen bei ihrem Rückzuge Städten und Dörfern sowie der Bevölkerung größtmögliche Schonung angedeihen lassen, versucht die Entente diese Handlungsweise als Ausfluß der Furcht hinzustellen.

Im gegenwärtigen Kriege ist es zu sich eine militärische Notwendigkeit, bei Rückzügen das Gelände, das man aufgibt, so gründlich wie möglich zu zerstören, denn aus allem, was man verschont, kann der Gegner Vorteil ziehen, seien es nun Vorräte, mit deren Hilfe er sich verpflegt, Ortschaften, in denen er seine Truppen unterbringt, Wälder, die ihm Deckung bieten, oder Türme, die ihm als Ausguck dienen können. Die Berechtigung dieses Satzes ist von der Entente selbst anerkannt worden, als sie die Zerstörungen der Russen bei ihrem Rückzuge im Jahre 1915 als höchste militärische Weisheit priesen. Wenn die deutsche Oberste Heeresleitung von der Zerstörung von Städten und Dörfern Abstand nimmt, so bleibt sie damit hinter dem Maß militärischer Zerstörung zurück, das die Entente als berechtigt anerkannt hat.

Cambrai.

„Daily News" stellt in ihrer Ausgabe vom 11. Oktober bezüglich der Zerstörung Cambrais dem Bericht des Reuterkorrespondenten die Erzählung eines französischen Hauptmannes gegenüber. Der Reuterkorrespondent schrieb: „Viele ergreifende Geschichten über die mutwillige Zerstörung von Cambrai waren gestern nachmittag im Umlauf. Es wurde gesagt, daß der Feind die ganze Stadt unterminiert habe und daß sie rapid in einen rauchenden Schutthaufen verwandelt worden sei. Helles Aufleuchten am Himmel nach Einritt der Dunkelheit, begleitet von alarmierenden Gerüchten wurde als die Bestätigung der deutschen Unbarmherzigkeit ausgelegt." Dem gegenüber sagt der französische Hauptmann, der bis gegen 6 Uhr abends selbst in Cambrai war: Seiner Ueberzeugung nach gebe es keinerlei Anzeichen dafür, daß die Deutschen die Stadt unterminiert hätten oder daß irgendwelche Feuerbrünste und Explosionen durch absichtliche Vorbereitung erzeugt worden seien.

In gleicher Weise berichtigte „Daily Chronicle" am 11. Oktober die Nachricht seines Korrespondenten Gibbs vom 9. Oktober, daß Cambrai brenne, durch folgenden Bericht: Jene beunruhigende Nachricht war übertrieben. Allerdings entstanden einige Explosionen durch schwelende Brände nahe dem Theaterplatz, aber die Feuersbrunst verbreitete sich nicht. Auch hier sah ich diese unzerstörte Straßen und Gebäude, hinter Mauern wundervolle Gärten, die mit ihren Blumenbeeten und Fruchtbäumen wie ein Traumgebilde aussahen.

(W. T. B.) Haag, 20. Oktober. Die Londoner Wochenschrift „Nation" schreibt: Wir haben seiten mehr sich widersprechende Meldungen gelesen wie die Berichte in der englischen Presse, die abwechselnd behaupten und leugnen, daß Cambrai verwüstet worden sei. So sieht beispielsweise auf der Hauptseite der „Times" mit großen Buchstaben: „Cambrai in Trümmern!" Auf derselben Seite der „Times" findet man die Behauptung, daß die Deutschen durch Brandstiftung mit Cambrai wiederum eine historische französische Stadt zerstört hätten. Der Kriegskorrespondent der „Times" beschreibt aber, ebenfalls auf derselben Seite dieses Blattes, den Einzug der englischen Truppen in Cambrai mit folgenden Worten: „Die Engländer haben Cambrai nur wenig beschossen. Die Stadt hat nicht schwer gelitten und ist keineswegs verwüstet. Die Kathedrale ist zwar beschädigt, aber ihre Struktur ist unversehrt. Andere Kirchen haben nur zerbrochene Scheiben." Ein Pariser Korrespondent kommentiert dem „Echo de Paris" einen Bericht über die Zerstörung Cambrais, während ein Frontkorrespondent wiederum entschieden solchen Meldungen widerspricht.

Die Haager Zeitung „Het Vaderland" gibt diese Darstellung der englischen Wochenschrift „Nation" mit folgendem Kommentar wieder: Der Korrespondent der „Times", der anscheinend den Einzug in Cambrai mitmachte und aus eigener Anschauung spricht, hat festgestellt, daß Cambrai und die Kathedrale nur geringen Schaden, und zwar durch englische Geschütze, erlitten hat. Der Frankfurter Korrespondent einer Telegraphenagentur der Entente widerspricht ebenfalls den Meldungen, daß Cambrai in Trümmern liege. Trotzdem aber wird den Deutschen vorgeworfen, wieder eine französische Stadt verbrannt zu haben. Wegen der Lansings Note auch auf derartige Zerstörungen? Die englische Behauptung, daß die deutschen Truppen hätten Cambrai geplündert, ist denn wohl in gleicher Weise in das Propagandaregister zu setzen.

Der Strom des Elends.

Der Schritt des Krieges dröhnt durch Dörfer und Landschaften, die seit Jahren seine Schrecknisse nur im Murren des fernen Horizontes gehört haben. Französische Granaten zerschlagen Häuser, deren vier Jahre lang verschonte Dächer Tausenden Heimat bedeuten, zerstampfen Fluren, die auch in den bittern Kriegsjahren ihren Besitzern genügend Nahrung schenkten, zertrümmern Kirchen und Kapellen, an denen das Herz der Ländigen hing. Tausende der zahrelangen bangen Hoffnungen, daß man seine Heimat behalten dürfe, sind wieder verschüttet. Vor dem Gedröhn der sich nähernden Granaten flüchten die Bewohner, um wenigstens ihr letztes zu retten: ihr Leben.

Aus Erzählungen von Flüchtlingen der Gegenden, in denen der Krieg bisher wütete, wissen sie, daß französische Artillerie mit besonderer Vorliebe Städte beschießt, daß sie Dörfer und Gehöfte beschießt, als seien es Festungen, daß französische Granaten ihre Opfer erbarmungslos unter der Zivilbevölkerung suchen.

So packen sie auf, was ein alter Kinderwagen oder eine Schiebekarre an nötigstem Armseligkeiten zu tragen vermögen und was auf den Wagen, die die deutsche Verwaltung stellt, an Greisen und Kranken noch eben Platz hat. Und während sich der Horizont zu röten beginnt unter der Brandfackel, die die „Befreier" vor sich herschleudern, setzt sich der Zug des Elends in Bewegung.

Auf allen Straßen, die nach Osten führen, ist es dasselbe Bild. Kümmerliche Greise, verwitwert von jahrelanger Zimmerluft, alte Weiblein, die schon lange nicht mehr ihr Bett verlassen hatten, und kleine Kinder, die kaum die ersten Schritte vor die Haustür lernten, sitzen auf den hochgetürmten Wagen. Frauen und Männer und schließlich die Halbwüchsigen, denen unbetümmertem Sinn der Auszug wie ein Abenteuer erscheint. Die Frauen sind meist im Sonntagsstaat, weil sich am leichtesten sortbringt, was man auf dem Leibe trägt. Diese nickenden Strauchfedern, diese bunten Blumen Hüte, die man sein Kriegsdasein sorgfältig als letzten Festputz bewahrte, diese hochgeschnürten Sonntagskleider, diese kokettgespritzten Lackschuhe geben dem Zuge einen Ton greller Melancholie. Hier, da und dort sieht man Feldgraue an die Karren eingespannt. Es sind Soldaten, die ihren Quartierwirten das Geleit geben. Eine Wolke von gedämpfter Ergebung liegt über den Vertriebenen. Nachdem sie alles verlassen haben, woran ihr Herz hängt, sügen sie sich stumpf und fast ohne Klagen in ihr grausames Geschick. Dankbar erkennen sie an, daß den deutschen Seite aus alles geschieht, um ihnen ihr schweres Los zu erleichtern.

Je weiter der Strom des Elends nach Osten sich wälzt, um so mehr schwillt er an. Dorf um Dorf fließt vor der Sturmflut des Krieges. Und wenn der Strom in eines der noch ganz erhaltenen Dörfer mündet, so sieht man an allen Fenstern bange Gesichter auftauchen, sieht man aus allen Türen hilfsbereite Hände sich strecken, die dann ermatten, sich senken unter einer bangen Frage: „Können wir den Flüchtlingen helfen, oder müssen wir bald, bald gleich ihnen flüchten?"

Die Besetzung Ostendes durch die Engländer.

(T. U.) Amsterdam, 20. Oktober. Die englische Admiralität veröffentlicht folgenden Bericht des kommandierenden Vizeadmirals: Am Morgen des 17. Oktober befanden wir uns in Anschreibt über die militärische Lage zwischen Nieuport und Ostende. Wir wußten nicht, ob der Feind von der Küste abgerückt sei, nirgends sah man Brände. Eine Abteilung Torpedojäger, von Fliegern unterstützt, erkundete deshalb die Küste. Um 11 Uhr kamen sie in Höhe von Ostende. Einer der Flieger landete dort in einer Straße, wo sich eine große Menschenmenge angesammelt hatte. Im einen Boot fuhr ich in den Hafen ein und stieg um ungefähr ½12 Uhr an Land, wo mir ein außerordentlich herzlicher Empfang zuteil wurde. Inzwischen eröffnete eine leichte Batterie bei Lecqq das Feuer auf die Schiffe. Zwei Granaten fielen auf den Strand, dicht in die Nähe der versammelten Menschen. Eine schwere Batterie von vier Geschützen mit Richtung nach Zeebrügge nahm nunmehr die Torpedojäger unter Feuer. Da es möglich schien, daß die Anwesenheit der Schiffe eine Beschießung von Ostende veranlassen könne, wurde der Beschluß gefaßt, die Fahrzeuge zurückzuziehen. Dadurch fiel für den Feind jeder Grund zu einer Beschießung der Stadt fort. Ich schiffte mich aus diesem Grunde wieder ein, und die Torpedojäger dampften zurück. Sie wurden sofort von Mindelküste aus heftig beschossen. Vier Boote wurden in Ostende als Strandpatrouille zurückgelassen. Die englische Flotte erlitt zwar Beschädigungen, doch waren keine Menschenverluste zu verzeichnen.

*

(W. T. B.) Wien, 20. Oktober. Amtlich wird verlautbart:

An der Südwestfront keine besonderen Ereignisse.

In Albanien werden unsere Bewegungen ohne nennenswerte Störung durchgeführt.

Beiderseits der südlichen Morawa sind Vorstöße des Feindes abgeschlagen worden. Zajecar ist von den Serben besetzt.

Der Chef des Generalstabes.

*

Note Wilsons an Oesterreich-Ungarn.

Der Präsident für das Selbstbestimmungsrecht der Tschecho-Slowaken und Jugoslawen.

(Eigene Drahtmeldung.)

n. Haag, 20. Oktober.

Holl. Nieuws-Bureau wird aus Washington gekabelt:

Der Minister des Staatsdepartements Robert Lansing hat dem schwedischen Gesandten in Washington am 18. Oktober folgende Note zugestellt:

Ich habe die Ehre, den Empfang Ihrer Note vom 7. Oktober zu bestätigen, in der Sie eine Mitteilung der k. u. k. Regierung von Oesterreich-Ungarn an den Präsidenten übergaben. Der Präsident hat mich beauftragt, Sie zu bitten, durch Ihre Regierung an die österreichisch-ungarische Regierung folgende Antwort zu übermitteln:

Der Präsident fühlt sich verpflichtet, der österreichisch-ungarischen Regierung zu sagen, daß er auf die jetzigen Vorschläge der Regierung nicht eingehen kann, und zwar wegen gewissen Ereignissen von äußerster Wichtigkeit, die sich seit seiner Botschaft vom 8. Januar ergeben haben und die notwendig die Haltung der Verantwortlichkeiten der Regierung der Vereinigten Staaten geändert haben. Unter den 14 Friedenspunkten, die der Präsident zu jener Zeit formuliert hat, befanden sich auch solgende: Den Völkern von Oesterreich-Ungarn, deren Platz unter den Nationen er gesichert und verbürgt zu sehen wünscht, sollte die erste Gelegenheit zu autonomer Entwickelung, die sich biete, gegeben werden. Seitdem dieser Satz geschrieben und der Kongreß der Vereinigten Staaten vorgelegt wurde, hat die Regierung der Vereinigten Staaten anerkannt, daß der Kriegszustand zwischen den Tschechen und Slowaken einerseits und den Kaisern Deutschlands und Oesterreich-Ungarns anderseits besteht und daß der tschechisch-slowakische Nationalrat eine de facto kriegführende Regierung ist, die im Besitze der Autorität ist, die sie in die Lage versetzt, die militärischen und politischen Angelegenheiten der Tschecho-Slowaken zu lenken. Ebenso hat sie in vollem Umfange die Gerechtigkeit der nationalen Bestrebungen der Jugoslawen für ihre Freiheit anerkannt. Präsident Wilson ist daher nicht länger in der Lage, eine bloße Autonomie dieser Völker als Grundlage des Friedens anzunehmen, sondern er ist verpflichtet, darauf zu dringen, daß sie und nicht er Richter darüber sein sollen, welche Maßnahmen auf Seiten der österreichisch-ungarischen Regierung ihren Bestrebungen Genüge tun, ebenso wie ihren Anschauungen von ihren Rechten und ihrer Bestimmung als Glied der Völkerfamilie.

Die Neugestaltung Oesterreich-Ungarns.

Für einen deutschen Nationalstaat in Oesterreich.

(W. T. B.) Wien, 20. Oktober. Unter Vorsitz des Prinzen Alois Liechtenstein fand eine Beratung der christlich-sozialen Vertrauensmänner aus Böhmen, Mähren und Schlesien unter Zuziehung von Vertretern der christlich-sozialen Reichsparteileitung, der christlich-sozialen Vereinigung und deutschen Abgeordneter statt. Die Versammlung stellte sich einmütig auf den Standpunkt des Selbstbestimmungsrechtes des deutschen Volkes in Oesterreich und verlangte die Bildung eines deutsch-österreichischen Gemeinwesens, das alle deutschen Gebiete zu umfassen hat.

Die Ukrainer für das Kaisermanifest.

(W. T. B.) Lemberg, 19. Oktober. (K. u. K. Tel. Korr. Bur.) In einer gestern abend abgehaltenen Versammlung der ukrainischen Reichsrats- und Landtagsabgeordneten Galiziens und der Bukowina sowie von ukrainischen Herrenhausmitgliedern und ukrainischen Notabeln fand die Bildung des ukrainischen Nationalrates statt, dessen Satzung angenommen wurde.

(W. T. B.) Wien, 20. Oktober. Die „N. Fr. Presse" meldet aus Lemberg: Das ukrainische Nationalkomitee hat sich in seiner gestrigen Sitzung für eine Politik auf Grund des Kaisermanifestes ausgesprochen.

*

Polen von Amerika anerkannt.

(T. U.) Warschau, 20. Oktober. Im Senatsausschuß für auswärtige Angelegenheiten in Washington wurde ein Gesetzentwurf eingebracht, der die Unabhängigkeit Polens anerkennt und dem neuen Polenreiche die Hilfe Amerikas zusagt. Der Entwurf ist vom Senator Hitchcock, dem Vorsitzenden des Ausschusses verfaßt.

Kabinettswechsel in Kiew.

(W. T. B.) Kiew, 20. Oktober. Das ukrainische Gesamtministerium ist zurückgetreten. Der Hetman hat den bisherigen Ministerpräsidenten Lysogub mit der Neubildung des Kabinetts beauftragt.

Die nächste Reichstagssitzung.

Der Reichskanzler wird sprechen.

(W. T. B.) Berlin, 20. Oktober. Der Aeltestenrat des Reichstages trat heute vormittag zu einer Sitzung zusammen. In der am Dienstag den 22. Oktober, um 2 Uhr nachmittags beginnenden Vollsitzung wird zunächst der Reichskanzler das Wort ergreifen. Anschließend hierauf findet eine allgemeine politische Aussprache statt, die voraussichtlich zwei bis drei Tage in Anspruch nehmen wird.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853264-191810215/fragment/page=0001

Die großrussischen Parteiverhältnisse.

Von Hanns Dohrmann.

Unter den Einwirkungen des politischen Umbehens, das in Rußland Bild und Rahmen des öffentlichen Lebens so völlig verschoben hat, sind auch die russischen Parteiverhältnisse von Grund auf andere geworden, und es dürfte heute selbst den wirklichen Kennern äußerst schwer fallen, sich in dem wirren Durcheinander russischer Parteien und Gruppen, „Richtungen“ und „Orientierungen“ zurechtzufinden. Erst der Krieg, eigentlich wohl erst die Anfänge der Umwälzung im März 1917, haben die breitere deutsche Oeffentlichkeit mit den Grundzügen russischer Parteiverhältnisse bekannt gemacht: das liegt weniger an dem einst tatsächlich so mangelhaften deutschen Interesse für die politischen Zustände in Osteuropa als an der Tatsache, daß die russische Parteiposition sich derunzt und öffentlich erst seit Eröffnung des ersten Parlaments vor zwölf Jahren betätigen kann. Bezeichnend in diesem Sinne sind die Benennungen der russischen Parteien, die vielfach aus der Zeit der ersten „konstitutionellen Revolution“ datieren und mehr oder weniger zum Ausdruck bringen, welche Forderungen diese Parteien damals im Kampfe um die ersten Anfänge der Freiheit vertraten. Heute sind Bezeichnungen, wie Oktobristen und Kadettentum, fast schon Anachronismen; die Kreise, die sich heute noch so nennen, bekennen sich gegenwärtig vielfach zu ganz anderen Anschauungen, nicht selten sogar zu dem Gegenteil der Forderungen von ehedem.

Politische Anschauungen lassen sich schwer klassifizieren. Einer größeren Ueberschlichkeit zuliebe wird es sich dennoch nicht umgehen lassen, im Nachstehenden eine gewisse Gliederung von Vorgruppen und einzelne Parteien zu einer Gruppe zusammenzufassen, je nachdem sie sich ablehnend oder bejahend zu den Grundzügen dieser oder jener Staats- und Lebensform bekennen. In bezug auf die, wir möchten sagen, radikale russische Gegenseite werden wir dabei im Auge zu behalten haben, daß die russischen Anschauungen zurzeit um den Gegensatz der Begriffe von Ordnung und Anarchie, von Besitz und Kommunismus, von Wirklichkeit und Utopie, von Massenherrschaft und persönlicher Freiheit eingen. Ohne solcher nebeligenden Voraussetzung aus, wird also das Wirrsal vielfach in sich gespaltener russischer Parteien und Parteisplitter in drei Hauptgruppen zu gliedern sein. Dem als Partei immer mehr vereinsamenden kommunistischen Maximalismus, der mit dem sinken, radikalen Flügel der ehemals bauernbündlerischen und stadtproletarischen Sozialrevolutionäre eine Gruppe bilden dürfte, stehen in erbitterter, jedoch keineswegs geschlossener und einiger Feindschaft die beiden anderen Gruppen gegenüber: die unabhängigen, zum größten Teil erst während der Revolution entstandenen proletarischen und bäuerlichen Organisationen, die wir gemeinhin als rechte Sozialrevolutionäre zu bezeichnen pflegen, und — als dritte Gruppe — die geschlossene Phalanx aller übrigen russischen Parteien und parteipolitischen Organisationen, deren linker Flügel die gemäßigten Sozialisten, die sogenannten Minimalisten, sind und deren am weitesten rechtsstehende Kreise die Anerkennung des Selbstherrschers aller Reußen im Sinne des wiederhergestellten Absolutismus fordern. Die beiden letztgenannten Gruppen bekämpfen im Maximalismus die zur Staatsgewalt gewordene Willkür und Gewaltherrschaft usurpatorischen Proletariats und usurpatorischer Bauernschaft und sehen im maximalistischen Regime die zu Doktrin und Gesetz erstarrte Utopie. Die Sozialrevolutionäre, die wir als zweite Gruppe bezeichnet haben, sind im Rahmen der sich noch weiter entwickelnden revolutionären Umwälzung die eigentlichen Träger der Anarchie; daher werden sie von der maximalistischen Staatsgewalt sowohl wie von den übrigen Parteien in gleicher Weise bekämpft. Ihr politisches Ziel ist Umsturz an sich, der bedingungslose revolutionäre Kampf gegen jegliche Staatsgewalt. Es ist daher anzunehmen, daß diese Gruppe die Revolution nicht überdauern und in kommenden Ordnungszeiten wieder zur Bedeutungslosigkeit einer terroristischen Kampforganisation zurückſinken wird. Die dritte setzt sich zurzeit, wie schon erwähnt, aus der Gesamtheit aller übrigen Parteien zusammen, die im Angesicht des russischen Zusammenbruches und der unermeßlich bitteren Enttäuschungen der so völlig mißlungenen Freiheitsbewegung die positive Devise „Ordnung, Erneuerung und Wiedergeburt um jeden Preis und durch jedes Mittel!“ auf ihre Fahnen geschrieben haben.

Der Maximalismus ist, seit er zur Herrschaft gelangte, vereinsamt. Nur der linke Flügel der Sozialrevolutionäre, der sich zum Kommunismus eines Lenin bekennt, hält die Maximalisten. Die große Ziele, die sich diese Gruppe gestellt hat, sind bekannt: sie sind im Lichte der Wirklichkeit und nun, da sie erreicht werden können, seit dem Maximalismus die Macht zu Gebote steht, sehr wesentlich zusammengeschrumpft. Zwischen Lehre und Anwendung klafft ein tiefer Abgrund. Und doch eint noch heute die Maximalisten eine straffe Parteidisziplin und -Organisation, der fanatische Glaube an ein utopisches politisches Ideal und die Tradition einer durch Jahrzehnte mit ernster Wissenschaftlichkeit geführten Partei-Schule. All dieser Stützen und Halte sind die Sozialrevolutionäre und ihr buntscheckiger Anhang bar. Ihr Parteiprogramm forderte vornehmlich die Auflösung des Landbesitzes und die soziale Republik, beides im realpolitischen Rahmen der Möglichkeiten und einer schrittweisen Einführung. Auch bei ihnen trat der proletarische Internationalismus nicht so kraß wie bei den Maximalisten in den Vordergrund; es gelang Kerenski beispielsweise, die einst von ihm geführte Partei bald nach Ausbruch der Revolution für die Fortsetzung des Krieges zu gewinnen, und auch heute noch gebärden sich die Sozialrevolutionäre als Anhänger der Entente im Sinne unversöhnlicher Feindschaft gegen die deutschen Sieger. Aber innerhalb der Organisation gewannen terroristische Elemente die Oberhand, daneben erhielt sie im Laufe der Revolutionsjahre einen gefährlichen massenhaften Zuzug von wahllos Unzufriedenen, die die Partei demoralisierten und zum Tummelplatz ungezählter wirrer und unreifer politischer Wildersstürmer aus bäuerlichen, proletarischen und intellektuellen Lager machten. Heute hat die sozialrevolutionäre Partei viel Aussichten eingebüßt, dereinst das Erbe der Maximalisten als Träger der Staatsgewalt zu übernehmen.

Im Sinne einer naheliegenden politischen Reaktion gewannt die Gruppe jener Parteien, die gemeinsam oder gesondert den Ordnungsstaat anstreben, eine besondere Bedeutung. In jüngster Zeit scheinen sich diese Parteien tatsächlich einander genähert zu haben, nachdem vor Monaten schon sehr gesondert versucht hatte, sich aus der Ohnmacht emporzuraffen. In der Tat dürfte eine gewisse Uebereinstimmung der Hauptziele und Hauptbestrebungen zwischen Kadetten Moskauer und Petersburger Richtung, Links- und Rechts-Oktobristen, Rechten und Monarchisten, Minimalisten und gemäßigten Arbeiter- und Bauernbund erreicht worden sein. Selbstverständlich steht im Vordergrund der Bestrebungen die innerrussische Wiedergeburt. Eine gemäßigte Koalitionsregierung ist daher in Aussicht genommen, und auf der ganzen Linie soll der militärische und politische Kampf gegen die Bolschewisten mit neuer Erbitterung aufgenommen werden.

Wie es heute eine Frage zweiter Ordnung ist, ob auf den Trümmern des Reiches Peters des Großen eine Republik, eine konstitutionelle Monarchie oder ein absolutistisches Kaisertum errichtet werden soll, so gehört auch das Ziel der Wiedervereinigung dessen, was man Rußland nach dem Frieden von Brest-Litowsk nennen könnte, der Zukunft an. Bei den Beratungen und Besprechungen der Parteien sind Fragen äußerer Politik aber wohl erst in zweiter Ordnung behandelt worden. Ergeben wird darauf hinzuweisen sein, daß neuerdings jene Gruppen wieder an Einfluß gewonnen haben, die Gegner eines deutsch-russischen Ausgleiches sind. Diese Wandlung ist wohl eine Folge des Meinungsaustausches mit Vertretern der Entente, der nach den jüngsten Ereignissen im Westen bedeutend lebhafter geworden sein soll. Auf diese Entwicklung bei uns ein Auge zu haben, wird sich immerhin empfehlen.

Das elende Los der französischen Flüchtlinge.

Der französische Abgeordnete Deputé begründete eine Interpellation über das Los der Flüchtlinge in Frankreich in der Kammersitzung vom 4. Oktober mit folgenden Ausführungen:

Die Provinzen der Flüchtlinge mit 200 Francs für jedes Kind ist zu gering, daher liegen sie, die so ganze Jugend verkümmert. Sie sind von ihren eigenen Landsleuten mit der Bezeichnung „Boches du Nord“ von anderen als „brutale Leute aus dem Norden“ beschimpft worden, und einige haben erklärt, sie hätten es bei den Deutschen besser gehabt. Nein, sie sind Franzosen und Franzose in Frontreich, aber er muß als Franzose behandelt werden. Für ein im April geborenes Kind gelang es erst über Monate später die Unterstützung zu erhalten. In der „Information“ hat bei die Zensur einen Artikel gestrichen, weil die Tatsachen dort zu bekannt sind; er lautet: „Die Flüchtlinge auf den Straßen.“ Bürgermeister haben die Flüchtlinge wie Landstreicher, Verbächtige und Arbeitsscheue behandelt. Auch in den Verzeichnissen des Ernährungsministeriums sie auf der gleichen Seite mit diesem Gesindel zusammen. Aerzte haben sich geweigert, die Flüchtlinge zu behandeln. Der Stadtrat von Aix en Provence hat die Besteuerung eines viele Ehrenstellen bekleidenden Arztes beantragt, der sich dieser Unmenschlichkeit schuldig gemacht worden, aber im Ministerium sitzt der Bureaukratismus und begreift nicht, daß diese Unterstützungen patriotische Pflicht sind. Durch Tausende von Zuschriften haben uns die Flüchtlinge ihr Elend erwiesen. Wer jeder, der aus diesen Gebieten kommt, wird sehr verdächtig, sitzt einen Deutschen erklärt und wie ein Gefangener behandelt. Man hat sogar ein Konzentrationslager für die Flüchtlinge errichtet wie für die feindlichen Ausländer, und wenn sie dieses verlassen, so verlieren sie die Unterstützung. (Zwischenruf: Man behandelt sie wie Tollhäusler!) Wenn ein gefflichtetes junges Mädchen einen Franzosen heiratet, verliert sie die Unterstützung, man kann ihr also nur raten, in wilder Ehe mit ihm zu leben. In einzelnen Orten sind die Flüchtlingsfamilien in Kasernen unter Aufsicht von Offizieren untergebracht. Diese wehren sich dagegen, daß die Abgeordneten die Lage untersuchen, und verbieten den Flüchtlingen, nach 6½ Uhr abends auszugehen. Es ist unerhört, daß an Gepäckstücken der Flüchtlinge zwischen dem 21. März und Mai verloren gegangen ist. In die Schweiz gelangten sie, ohne daß ein Taschentuch fehlte, aber in Evian war das Gepäck verschwunden. Das kommt daher, daß wir die Kassenbarkeit der Bahnen aufgehoben haben. Zwei Jahre hatten die Ankommenden ihre Kleider getragen, aber man gab ihnen kein Geld, um neue zu kaufen, trotzdem die Kammer dieses beantragt hatte, weil die Regierung dem Antrage nicht folgte. Wir sind dieser Tage überrascht; unsere unglücklichen Landsleute meinen, daß wir sie nicht energisch genug vertraten. Die zurückgekehrten Lehrer stellt man monatelang nicht an, jetzt hat man auch den täglichen Urlaubszuschuß für Soldaten aus dem besetzten Gebiet in Höhe von 2,50 Frcs. aufgehoben. An wen sollen sich diese Unglücklichen wenden? Es ist ein wahres Chaos.

Die finanziellen und wirtschaftlichen Verwertungsmöglichkeiten der Kriegsanleihestücke.

Die deutsche Kriegsanleihe wird nach dem Kriege nicht wie die früheren Reichs- und Staatsanleihen ein Papier sein, das durchweg ruhig im Geldschranke aufbewahrt und nur bei den Zinsabschlägen hervorgeholt wird, um die fälligen Zinsscheine im Bargeld umzuwandeln — es wird vielmehr, ob ein wesentlicher Bestandteil des deutschen Volksvermögens in deutschen Kriegsanleihen festgelegt ist, gewissermaßen eine Art Geldumlaufsmittel darstellen, das seine guten Dienste wie jedes anderes Geld auch tut.

Da ist zunächst eine Bestimmung, die zugleich — namentlich für die ländlichen Schichten — einen besonderen Anreiz zur Zeichnung auf die neunte Kriegsanleihe ausüben dürfte, daß nämlich bei den Stiftungen und Verkäufen von Grundstücken aus den Beständen der Heeres- und Marineverwaltung die Kriegsanleihestücke zum Nennwert in Zahlung genommen und solche Käufer vorzugsweise berücksichtigt werden, die damit zahlen. Eine kurze Ueberlegung sagt uns, welche Vorteile demnach mit dem Besitz der Kriegsanleihe verknüpft sind.

Fürs erste ist der Kreis der spätethin und zum Teil auch schon jetzt freiwerdenden Heeresbeute, die für Kriegszwecke nicht mehr gebraucht werden, ganz ungeheuer groß. Außerdem gehört darunter manches, was von anderer Seite kaum oder nur unter ganz erheblich höheren Kosten zu beschaffen sein wird, also insbesondere Pferde, Wagen und Fahrzeuge aller Art sowie Geschirre mit allem Zubehör; Feldbahngerät, Motorlokomotiven, Automobile und Kraftfahrzeuge; landwirtschaftliche Maschinen und Geräte sowie Werkzeug; Fabrikeinrichtungen mit den zugehörigen Maschinen und Geräten; Eisen, Stahl und andere Metalle; Holz und sonstiges Baumaterial, Webstoffe und Wollstoffe von allen Sorten, Futtermittel und sonstige Vorräte — alles Dinge, die der Landwirt, Gewerbetreibende und Unternehmer jetzt und später zu brinngens braucht.

Es wird also bei den staatlichen Verkäufen vorzugsweise derjenige berücksichtigt, der Kriegsanleihe zu Zahlungszwecken nehmen kann, und er erzielt dazu sofort einen greifbaren Gewinn, weil er die Differenz zwischen Nennwert und Ausgabekurs zu seinen Gunsten verrechnen lassen darf. Bei allen Verkäufen und Zuteilungen von Kriegsanleihestücken sind zur vollen Höhe des Kauf- und Anschlagspreises in Zahlung genommen. Als Kriegsanleihe in diesem Sinne gelten sämtliche fünfprozentigen Schuldverschreibungen des Reiches ohne Unterschied sowie die drei Serien der Schatzanweisungen.

Da der Anbrang von Bestimmung und -Gesuchen auf frei werdende Heeresbestände, wie zu erwarten, überaus groß sein wird, so dürfte es außerhalb jeden Zweifels sein, daß nur die Inhaber von Kriegsanleihestücken bei Bezug der übrigbleibenden Heeresmaterialien in Frage kommen.

Liegt in diesen Fällen das Erfordernis des Kriegsanleihebesitzes vor, so wird in zahllosen andern das Verwenden der Kriegsanleihe an Zahlungs Statt gern gesehen und vom Verteil sein. So wird beim Kauf und Verkauf von landwirtschaftlichen Grundstücken und von Häusern, besonders in solchen Fällen, bei denen sich der Vorbesitzer zur Ruhe setzen will, die Kriegsanleihe wohl durchweg als gern gesehenes Zahlungsmittel angenommen, da sein Interesse eine hohe Sicherheit bietet und auf diese Weise die Schwierigkeiten der Unterbringung des Rentenkapitals vermieden werden. Es ist ferner mit Sicherheit anzunehmen, daß die deutschen Kriegsanleihen nach Kriegsbeendigung an der Börse ein gern gehandeltes Papier darstellen, da das Reich bekanntlich alle Verfehrungen trifft, die einen Rückgang des Kurses zur Unmöglichkeit machen und die daher auch im Auslande Nachfrage nach den deutschen Anleihen hervorrufen werden. Unter diesen Umständen, die als gegeben angenommen werden dürfen, wird auch ein lebhaftes geschäftlichen Verkehr das Kriegsanleihestück jederzeit zu einem normalen Kurse gern in Zahlung genommen.

Es sind also alle Bürgschaften vorhanden, daß die Kriegsanleihe nicht nur die beste und zugleich eine hochverzinsliche Geldanlage und ihr Kurs gesichert ist, sondern daß auch ihrer finanziellen und wirtschaftlichen Verwertung im täglichen Leben ein breiter Spielraum eingeräumt sein wird. So bietet heute die Zeichnung auf die neunte Kriegsanleihe in vielen Fällen greifbare Vorteile, in allen anderen aber ist und bleibt sie die beste und sicherste Geldanlage, die später jederzeit die Möglichkeit bietet, Bargeld ohne Verlust dafür wiederzuerhalten.

Kriegsallerlei.

Die Wohnungsnot in Christiania.

tk. Wie dem „Tägl. Korr.“ aus Christiania geschrieben wird, hat in der norwegischen Hauptstadt die Wohnungsnot das Maß des Erträglichen bei weitem überschritten. Schon seit Wochen müssen die unteren Schichten der Bevölkerung sich mit den unzulänglichsten und scheußlichsten Wohnstätten begnügen; ein Zelt der ärmeren Bevölkerung kampiert Nacht für Nacht auf den Polizeiwachen. Im ganzen sind zurzeit 2700 Personen ohne Wohnung, ungerechnet die bessergestellten, die es sich leisten können in den Gasthöfen ein oder mehrere Zimmer zu mieten, und so dazu beitragen, daß fremde Reisende oft alle Fremdenherbergen besetzt finden. Uebrigens sind diejenigen, die Wohnungen besitzen, keineswegs gutgestellt; die Wohnungen sind zum Teil lebensgefährlich schlecht, vor allem lassen sie in gesundheitlicher Hinsicht erheblich zu wünschen übrig. Glücklich derjenige, der wenigstens den Verwandten oder Bekannten nächtigen kann. Die Bautätigkeit steht zwar zurzeit in höchster Blüte, vermag aber nichts oder eben nur wenig auszurichten.

Er scheint das Getränk gekostet zu haben . . .

tk. Eine drollige kleine Anzeige, die letzten Endes auch ein Zeichen der Zeit sein dürfte, stand dieser Tage in einem schwedischen Blatt; sie lautet in Uebersetzung folgendermaßen: „Derjenige Mann, der am Dienstag vergangener Woche den Krug mit 5 Liter Wasser bei mir unterstellte und sich dafür ein Darlehen geben ließ, wird ersucht, gegen Rückgabe des Darlehens sein Wasser wieder abzuholen, sonst erfolgt Strafanzeige, da er erkannt wurde.“ Da scheint in der Tat ein sehr findiger Kopf am Werk gewesen zu sein. Was mag er wohl dem Darlehensgeber als Inhalt des Kruges vorgespiegelt haben? Milch, Wein oder Schnaps? Jedenfalls scheint der Darlehensgeber selbst Gefühle bekommen und von dem köstlichen Naß eine kleine Probe hinter die Gurgel gegossen zu haben. Seine Enttäuschung war dann freilich doppelt schmerzlich.

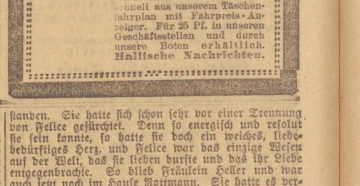
Vom Aerztehonorar.

In Wellington, der Hauptstadt von Neuseeland, haben die Aerzte eine lebhafte Bewegung eingeleitet, um durchzusetzen, daß sie in Zukunft ihr Honorar sofort nach der Behandlung empfangen. Der Krieg hat auch in jenen fernen Erdteil tiefgreifende Umwälzungen hervor, das Leben wird immer teurer, in den Familien ändert sich vieles, kurz, die neuseeländischen Aerzte wollen nicht mehr bis zum Ende des Jahres auf ihr Honorar warten. Die englischen Aerzte haben übrigens schon immer darauf bestanden, daß man ihnen ihr Honorar sofort auszahle, und sie sind für ihre fernen Kollegen das beneidete Vorbild. Gerade von den englischen Aerzten gibt es im Lande eine Fülle Anekdoten, die darauf anspielen, wie peinlich genau sie auf die Wahrung ihrer Interessen bedacht sind. So wird erzählt, ein junger Mann habe zu einem seiner Freunde gesagt, er wolle den berühmten Arzt Clifford konsultieren, aber er müsse ihn um Stundung des Honorars bitten, weil er im Augenblick kein Geld habe. „Glaube nur ja nicht, daß dir das gelingt“, habe ihm der Freund geantwortet, „denn wenn Dr. Clifford krank ist und sich selbst konsultiert, um sich eine Medizin zu verschreiben, so zieht er immer eine Guinee aus der rechten Westentasche, um sie in die linke zu stecken.“

(Kriegsztg.)

Unter Schiebern. „Ich habe noch ein paar Tonner Marmelade liegen, aber sie schimmt schon!“ — „Siefel, verkaufe sie doch als Bruſe-Marmelade, Auslandsware!“

(Ulk.)



Von welcher Art bist du?

Roman aus dem Leben von H. Courths-Mahler.

3) (Nachdruck verboten.)

„Vater, warum ist meine Mutter nicht bei mir, warum küßt und herzt sie mich nicht, wie es andere Mütter mit ihren Kindern tun?“

Werner Rottmann erschrak über diesen Ausbruch von Kummer. Gramerfüllt sah er auf sein Töchterchen nieder, streichelte und küßte es und sagte, halberstickt vor Erregung:

„Du hast doch mich, Felice — liebe ich dich nicht über alles?“

Sie sah auf in sein blasses, gequältes Gesicht und küßte in ihrer jenseitiven, der seinen verwandten Art, daß sie an eine schmerzende Wunde gerührt hatte. Sie trocknete heftig ihre Tränen, umhalste den Vater und sagte innig ihre Wange an die seine.

„Ja, Vater — ich habe ja dich“, flüsterte sie zärtlich.

Und sie sprach vorläufig nicht mehr von ihrer Sehnsucht nach der fernen Mutter. Aber je älter sie wurde, je tiefer wurde blos stille Sehnen in ihrer Brust. Sie bekümmerte es vor ihrem Vater um ihn nicht wehe zu tun. Aber er fühlte sehr wohl, daß seinem zärtlich geliebten Kinde etwas fehlte, das er ihr trotz seines Reichtums nicht verschaffen konnte.

Sein Vater hatte ihm, solange er lebte, immer zugeredet, er möge doch eine zweite Ehe eingehen. Werner Rottmann hätte an jede Tür klopfen können als Freier. Die jungen Damen aus seinen Gesellschaftskreisen sahen sich fast die Augen aus nach dem schlanken, interessanten Mann, der jenseits des Ozeans einen Roman erlebt hatte. Sicher hätte er sich nirgends einen Korb geholt.

Aber er konnte sich nicht entschließen, eine zweite Ehe einzugehen, weil er seiner Tochter keine Stiefmutter geben wollte.

Nur einmal wäre es fast dazu gekommen, daß er sich mit einer jungen Dame verlobt hätte. Sein Vater hatte mit dem Vater einer hübschen, jungen Dame den Plan erwogen, ob man die beiden jungen Leute nicht zusammenbringen könne. Und Werner verhielt sich nicht so ablehnend als sonst, weil er den Wunsch seines Vaters gern erfüllt hätte. Hören und Sehen wurde von den beiderseitigen Familien sozusagen kollidiert. Aber eine Begegnung der beiden jungen Leute in Werners Vaterhause gebracht.

Aber das Verhängnis war gegen diese geplante Verbindung. Gerade in der Stunde, da sich Werner seufzend vorgenommen hatte, das entscheidende Wort zu sprechen, hatte er Felice in einer Szene beobachtet, die ihn davon abstehen ließ. Er hatte bemerkt, daß seine Tochter sich nach Kinderart ein wenig hastig und unbedacht an die betreffende junge Dame angeschmeichelt hatte. Dabei hatte sie ihr wohl an ihrer Toilette irgendetwas in Unordnung gebracht. Mit einem Lächeln, ganz nitzen Geschäft hatte die junge Dame Töchter mild abgewehrt. Felice hatte sie mit großen erschrockenen Augen angesehen, dann das Fräulein hatte empört gesagt: „Abscheuliches Ding!“

Da war Werner schnell herangetreten, hatte Felice in seine Arme genommen und ihr sanft das Haar gestreichelt.

„Du mußt nicht so hastig sein, Felice, sieh nur, du hast Fräulein Reinhards Seidenkleid beschädigt. Schöne junge Damen lieben das nicht“, hatte er gesagt. Felice hatte sich an ihn geschmiegt und mit großen Augen zu ihm aufgesehen.

„O lieber Vater, das wollte ich nicht. Ich bin ganz gewiß kein abscheuliches Ding, wie Fräulein Reinhard gesagt hat“, stammelte sie betreten.

„Das ist gar nicht wahr, das habe ich nicht zu dir gesagt, Felice“, verteidigte sich Fräulein Reinhard hastig.

Felice sprach nie die Unwahrheit, mein gnädiges Fräulein — und ich habe es selbst gehört, daß Sie diese Worte zu ihr sagten. Sie waren erzürnt und wissen es wohl nicht mehr“, hatte Werner Rottmann erwidert und dann ganz unbefangen von anderen Dingen gesprochen.

Aber Fräulein Reinhard hatte vergeblich auf einen Antrag gewartet.

Offen hatte Werner seinem Vater gesagt, warum er das entscheidende Wort nicht gesprochen hatte. Und von diesem Tage an hatte der alte Herr seinen Sohn nicht mehr mit Heiratsplänen behrängt. Denn er liebte Felice ebenso zärtlich als sein Sohn, und ihm nun auch Angst bekommen, sie könne einst eine Stiefmutter erhalten. Er fragte nur eines Tages bekümmert: „Wer soll nun die Vita-Werft erben, wenn du keinen Sohn hinterläßt?“

Da hatte Werner gelächelt.

„So Gott will, führt einmal ein tüchtiger Mann unsere Werft weiter. Und wenn nicht — warum soll Felice nicht selbst Herrin über die Vita-Werft werden? Es gibt ja auch regierende Fürstinnen.“

Der alte Herr hatte lächelnd das Haupt geschüttelt.

„Du wollen wir ihr schon lieber einen tüchtigen Mann wünschen. Aber daß du einsam bleiben mußt, tut mir für dich leid. Du bist noch zu jung, um auf alles Glück zu verzichten.“

Werner faßte des Vaters Hand.

„Ich habe mir selbst meine schlimmen Erfahrungen zuzuschreiben, Vater. Hätte ich auf dich gehört, hätte ich keine bekommen. Aber das gebrannte Kind scheut das Feuer.“ Damit war das Thema für alle Zeit zwischen Vater und Sohn erledigt gewesen. Und drei Jahre später war Werners Vater gestorben, und er war Herr der Vita-Werft geworden. Inzwischen hatte er eine Erzieherin für Felice engagiert, die sich hatte damit einen sehr guten Griff getan. Fräulein Heller war nicht nur eine tüchtige Lehrerin mit einem gesellschaftlich tadellosen Auftreten, sie war auch gütig, klug und verständnisvoll und hängte ihr einsames Herz mit großer Innigkeit an ihren Zögling.

So konnte Werner Rottmann in allen Stücken mit der Erzieherin seiner Tochter zufrieden sein.

Er war es auch. Und als Felices Erziehung als beendet angesehen werden konnte, bat er Fräulein Heller, auch ferner in seinem Hause zu bleiben als Beschützerin und Ehrendame für seine Tochter.

Damit war Fräulein Heller nur zu gern einverstanden. Sie hatte sich schon sehr vor einer Trennung von Felice gefürchtet. Denn so energisch und resolut sie sein konnte, so hatte sie doch ein weiches, liebebedürftiges Herz, und Felice war das einzige Wesen auf der Welt, das sie lieben durfte und das ihr Liebe entgegenbrachte. So blieb Fräulein Heller auch jetzt noch im Hause Rottmann. Sie hatte es verstanden, sich an die Spitze des ganzen Hauswesens zu stellen. Herrschaft und Dienerschaft befanden sich dabei wohl. Und da Fräulein Heller eine ganz sympathische und ansehnliche Erscheinung war, deren Persönlichkeit etwas vorstellte, so war auch der ehemaligen Erzieherin eine gewisse respektvolle Repräsentantin des vornehmen Haushaltes geworden.

Felice hatte inzwischen fast das einundzwanzigste Lebensjahr zurückgelegt, und sie hatte sich nicht nur zu einer lieblichen, eigenartigen Schönheit entwickelt, sondern auch zu einer bestimmter, freiwilliger Natur, sondern sie war auch ein wertvoller Mensch von vornehmer Denkungsart geworden. Ihr Vater war stolz auf seine schöne und liebenswerte Tochter, die ihm alles ersetzen mußte, was er sonst im Leben entbehrte.

So glücklich nun Felice Rottmann auch jedenfalls hätte sein müssen, umgeben von der Liebe ihres Vaters und allem Komfort des Reichtums, so lebte doch tief innen in ihrem Herzen eine heimliche Trauer, ein heimliches Sehnen. Sie wußte, daß ihr jenseits des Ozeans eine Mutter lebte, die sie hätte lieben müssen und die sie nicht einmal von Angesicht zu Angesicht kannte.

Ihr Vater hatte ihr, als sie älter und reifer geworden war, mancherlei aus seinem Leben erzählt und hatte versucht, ihr möglichst harmlos zu erklären, was ihn von ihrer Mutter getrennt hatte. In schonungsvollster Weise hatte er es getan. Sie sollte nicht gezwungen sein, ihre Mutter zu verachten. Das wollte er seiner Tochter nicht antun. Von dem Treubruch ihrer Mutter erfuhr Felice nichts. Er sagte ihr nur, die Verschiedenheit der Charaktere, des Blutes und der Anschauungen haben ihn von der Frau getrennt, die seines Kindes Mutter war. Er verschwieg ihr auch die niedrigen Eigenschaften ihrer Mutter. (Forts. f.)

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853264-191810215/fragment/page=0002